

SPIEGELWOCHE

Nr. 5

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Der arme Lukas.

Von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

So war ich zwanzig Jahre und darüber geworden. Das wirkte durch's ganze Leben. Aber eines gab mir München: einen Freund. Den ersten! Es kam auch ohne jedes Zuthut meinerseits. Wie wir uns fanden — ich weiß es nicht.

Wir waren Gegensätze. Wir waren aus ganz verschiedenen Lebenskreisen. Aber wir verstanden uns. Es ist was Selbstsames: sich verstehen. Man kann nicht sagen, was es ist. Es spricht sich selbst niemals aus. Man fühlt es nur. Und so wird man eins, einander unentbehrlich. Herz zu Herz, selbst wo man meint, Geist zu Geist. Das Herz hat immer die direktesten Wege, und die Gedanken bennigt es als Boten seiner Gefühle. So verstanden und ergänzten wir uns. Ich die Schwere und verträumt, er die Leichtigkeit und der Lebenssturm.

In die Akademie war ich hauptsächlich durch das Bild des Mädchens mit der Kaiserkrone aufgenommen worden. Man hat Bild und mich mit Erstaunen angesehen. Was das sein solle? fragte man sich und fragte man mich. Aber ich wußt's ja nicht. Ein Kind, das eine Kaiserkrone gepflichtet hat und sie freudig über den Nasen trägt. Über man hatte damals keinen Sinn für so einfache Motive und so natürliche Farben, glaub' ich auch.

Na ja, man nahm mich. Man besah meine anderen Bilder und sagte mir, daß ich noch viel lernen müsse. Das wußte ich aber so schon. Ich war nun begierig, was es wäre, das ich lernen müsse. Es war halt Mancherlei, das nicht in mich wollte. Ich war ein zu schlichtes Naturkind, um mich konstruieren zu lassen. Auch meine Kunst war so. Ein Einfall, ein Eindruck, eine Stimmung. Jämmer ein Ausdruck meines Innern. So malte ich.

Und so lernt' ich gewiß nicht viel auf der Akademie. Schon nach ein paar Monaten hieß ich's nicht mehr aus. Ich brauchte die Natur und meine Einsamkeit. Ich konnte mich nicht zur Schönheit leiten lassen, ich konnte nicht Kunst lernen. Dazu empfand ich sie zu stark. Darum ward ich nie ein Künstler. Ich wäre es geworden, wenn ich einen gefunden hätte, der mich auf das Wesentliche in der Kunst aufmerksam gemacht hätte, auf mein Empfinden eingegangen wäre und mir den Glauben an seine tiefsten Momente gelassen hätte. Aber mit der Schablone ging's halt nicht. Ich mußte mit meinen Augen sehen, konnte nicht lernen, wie die "Meister" zu sehen. So war und blieb Alles unzulänglich in mir. Ich fand keinen Lehrer, keinen, dem gegenüber ich Lerner geworden wäre. Dazu gehört Herzenseinigkeit und Empfindungsgleichheit. Ich wußte wirklich ein Lied davon zu singen.

Ich wohnte mit meinem Freunde zusammen. Schlecht und gerecht hausten wir. Unsere inneren Stürme tollten wir zusammen aus.

Ach, es thut wohl, einen Menschen zu haben, einen einzigen, vor dem wir unsere Seele nicht zu verbüllen brauchen. Mag das Leben an äußerem Unglück bringen, was es will, es läßt sich allein verwinden; aber der Kummer, der tief in der Seele zehrt, der ruft nach Mitgefühl.

Endlich ging mein Freund auch von der Akademie weg. „Wir machen uns selbst, Lukas.“ kam er eines Tages. „Sift das auch vor der Welt nichts, es ist genug, wenn es vor uns was gilt. Wir brauchen keinen Stempel, keine Schule und kein Examen. Vielleicht ist die Gefahr größer, unterzugehen, aber wenn wir nicht untergehen, sind wir zwei harte, stolze Kerle, Lukas! Auf also!“

In dieser Zeit schafften wir Beiden mit neuem Muthe. Mein Freund hatte vor mir viel voraus. Er war härter als ich, thätiger, beweglicher. Er hatte eine weit fertigere Hand, und er bekam leicht jeden Kunstgriff los. Er war ein Nachahmer edwina il fant. Das brachte mich manchmal zur Verzweiflung. Denn die meisten Talente waren damals so wie er. Es ist merkwürdig, wie da die Natur manchmal ihr Spiel macht. Oder thut's die Zeit?

Es war eine Zeit der „Fertigen“. Eine Zeit der Macher und der Mache. Man war so ganz sicher in den Mitteln. Es that's Einer wie der Andere. Und so fand ich nirgends ein Mittel und einen Ausdruck für mein Empfinden. Es blieb Alles unbekönnen in mir und naiv, und unbekönnen und naiv war Alles, was ich machte. Ich blieb das Landkind. Niemand wollte das verstehen. Es war etwas ganz Fremdes. Da war nichts vom Theatralischen, von der Pose und festgelegten Form. Gewiß war noch nichts auf der Höhe von mir. Aber ich verzweifelte von vornherein, auf die Höhe zu kommen. Was ich ringsum sah, entmutigte mich. Die Zeit war mir nicht gütig.

Nur mein Freund stand manchmal sinnend vor meinen Sachen: „Es fehlt ja in allen Ecken, Lukas, in allen Ecken. Garnichts Kunstschule. Gar keine Schulung; aber rein gar keine. Aber Kreuz-Kanonen, das, und das — was gäb' ich d'rüm!“ Das machte mich ein wenig stolz. Nur kunn' ich nie begreifen, was das und das für ein Besonderes wäre. Es war mir ja so selbstverständlich.

Ja, so lebten wir hin. Skizzirten und malten und wuchs immerlich aus mancher Enge heraus. Mir wuchs ich halt mit dem Leben nicht zusammen. Ich blieb ein impraktischer Träumer, der mit sich und den Verhältnissen nichts anzufangen wußte.

Da war nun mein Freund anders. Eines Tages faßte er mich am Kragen: „Lukas“, sagte er, „wir sind am Ende. 's muß Geld herbeil! Ich mach' einen tollen Streich, gib' Acht!“

Sie war gespannt. Er saß zwei Tage vom Morgen bis zum Abend im Schweiße seines Antlitzes vor der Staffelei. Gott, was machte er doch! Ich weiß es heut' nicht mehr.

Er machte bald so viel Derartiges. Ein ganz kleines Bildchen. Ganz in brauner Sance. Steht alt. Heute Cinquecento, morgen Quattrocento, übermorgen Holländisch. Alles, was alt und braun war, gefiel. Er schaute in die Hände, als er fertig war, und murmurte mich: „Lukas, jetzt gib' s Geld!“

Er trug's zu einem Händler. Vielleicht war's ein Trödler oder ein Antiquitätenhändler. Ich weiß nicht, ob der wußte, was er kaufte. Vielleicht kannte er auch seine Kunden. Er kaufte es. Für ein paar Gulden nur, viel zu viel aber dafür. Und am anderen Tage machte mein Freund wieder eines, und so ein paar Tage lang. Fast noch näß — nur wenn wir Geld hatten, blieb der Vorraum stehen — trug er's zu seinen Händlern. Er hatte sich ein paar gesichert.

Vollständig skrupellos machte er das. Meine Einwände verlachte er. Einmal, als ich ihm eine gar zu strenge Predigt gehalten hatte, gab er mir trocken Brot, und er saß daneben und aß Eier und kalten Aufschluß zum Abend und trank seine paar Maß dazu. „Leben!“ sagte er.

Und daran ist er auch verdorben. Es war so eine Zeit. Man wußte schon sehr stark sein, wenn man sich in ihr erhalten und hochbringen wollte. Ich glaub' nicht, daß es an Talente fehlte. Es fehlte vielleicht nur an ihrer Freiheit und Selbstständigkeit. Nein, ich glaub', es fehlte an der Bewegung in dieser ganzen Zeit, an der Beweglichkeit in jedem Einzelnen darum. Es war Alles nur gemalt, — es war kein Ausdruck, kein eigenes Erleben, kein Unterscheiden. Man hatte zu viel „gelernt“, und man wollte Alles mit dem „Gelernten“ zwingen. Lebrigens aber, das nicht zu vergessen, es war immer noch viel Spannung in mir, viel Vertrauen und Wollen.

Ich lag wie früher draußen im Freien, an der Isar, im Gebirge; ich saß zur Marktzeit auf dem Markt zwischen den Höferweibern — der Münchener Markt ist nämlich einzig in seiner Farbigkeit — nichts war mir zu gering. Ich war nicht der Mann der großen Motive, ich ging nie auf das „Bedeutende“ aus. Eine Wiese und ein Wässerlein — ein altes Haus und blühende Bäume im Gärtnchen — ein Obststand und die Höfer dabei, die gescheite

Staue auf dem Schoß. Man zuste die Achseln; das war gewisse Kunst.

Ich hatte bis jetzt versäumt, einen großen Glaschen zu malen. Vielleicht: „Alexander durchhätt den gordischen Knoten.“ Aber ich vertrante auf meine kleinen Bildchen, wenn sie auch Niemand wollte. Ich war in ihnen, mein Schöpfles und Bestes. Das genügte mir.

Und dann war so eine Bemerkung meines Freundes: „Du, wie siehst Du das nur?“ — oder: „Wo sieht man denn so was, sag!“ — ach ja, das erhob mich.

Gott, was ist doch der Mensch so klein und einsichtig. Er opfert und opfert, und ein Windhauch zerstreut ihm den Ranch in alle Weiten, daß er verloren ist für immer. Dann steht er da und sieht ihm traurig nach. Was ist er nicht zufrieden, daß er wenigstens opfern durfte, zu opfern hatte! Und wir lieben und quälen uns um die Erfüllung, und sollten doch besiegt sein, die Liebe in uns zu haben und reich zu sein in ihrer Steinheit und Sehnsucht. Die Sehnsucht ist auch ein Besitz. Vielleicht unser schönster und höchster. Mich hat das die Kunst gelehrt.

Als wieder mein Quartalsgeld vom Stipendium gekommen war und mein Freund ein paar seiner alterthümlichen Bilder verachtet hatte, beschlossen wir, eine große Fazitour in's Gebirge zu machen. Wir wollten einmal recht genießen, recht leben, beschönlich und ungestört. Wir durchstreiften das bayerische Oberland die Kreuz und die Quere. Wir faszinierten, malten und — fanzenzierten. Das war unsere größte Genialität. Recht leicht lebten wir in den Tag hinein. Wo der Weg uns gerade hinführte, waren wir dahin. Daheim — nirgends und überall.

Es waren so wölfliche Tage. Gesund und frei und erfrischend. Wir waren ganz allein auf der Welt. Die ganze Welt gehörte uns.

Wir wollten Menschen sein vor allen Dingen. Kämpfer, je zum, so nebenbei. Menschen in erster Linie. Und Alles, was wir aufnahmen, sahen und hörten, mochte es Frohes, mochte es Trauriges sein, es sollte unsrer Besitz werden. Recht wollten wir daran werden. Recht reich, daß wir ganz würden. So etwa besprachen wir's miteinander.

Wir sagten uns, daß wir nur etwas geben dürften, wenn in uns Alles klar und ganz wäre. So ein süßes Besitz, so ein Blick über die ganze Welt, Alles zu begreifen, Alles zu verstehen.“

Der arme Lukas hüstelte ein wenig. Er trömmelte auf seinem Lied und wiegte den Kopf. Er lächelte auch ein wenig.

Wir waren so jung und voller Träume, voll schöner Stimmen.“

Es gab wieder eine Pause.

Hohen Stimmen! — Ich kann's garnicht verhindern, ich muß den ganzen Sinn davon nehmen. Hohen Stimmen, ich muß es geliebt lassen.“

Er machte wieder eine Pause. Dann stand er auf und legte die Hand auf meine Schulter.

„Süßer Freund,“ sagte er, „so eine Zeit hat man nur einmal im Leben. Da wird man gefragt. Du trägt nun nicht. In späteren Jahren, wenn du einer so erheben will, hängt ihm zu viel an, trägt er schon zu schwer. Dann zählt er Schritt zu Schritt, denn jeder Schritt ist dann eine lange Spanne Zeit. Aber so eines leichten Gang und so einer ruhigen Fuß, — ja, ja, — da muß man trömmelnschören, da darf einem nichts anhalten. Es ist's verständigt. Verständigt jür's ganze Leben.“

Er seufzte tief, und sein Kopf sank auf die Brust. Es war lange bellenwendig still. Dann sagte er ruhig und dumpf, daß es mich eilig überließ: „Für's ganze Leben! Ja!“

Dann hörte er sich ein wenig, und seine Stimme klang frischer.

„Und mir freut es ein Kinderspiel jetzt in den Tag, und ich send den Schritt nicht mehr. Ich kann aus dem Gelenke. Vielleicht —“

Er machte wieder eine Pause und saß. Und aus seinem Sinn heraus redete er:

„Ja, wer kann das wissen! Das iß's als Kämpfer nicht höher brachte — es war eine böse Zeit für Einen, der war wie ich. Es möchte ja auch

nicht ausreichen bei mir. Denn was so ein Ganzes und Neutes ist, das fest sich durch, trotz der Zeit; daran glaub' ich. Aber als Mensch — ich meine so auch den Äuferen — ja, das hängt doch an mir.“

Wir hatten im Gebirge von Niemand in der Welt was gehört. Von keinem Menschen. Als von den Bewohnern natürlich, mit denen wir lebten. So wollten wir's haben.

Zwei Monate dauerte das beinahe. Ganz abgebrochen, ganz abgeschlossen von der Welt. Da wacht Alles auf, was in Einem ist. Ich glaub' ja wohl, wenn's zu lange dauert und wenn man noch zu jung ist, zieht man sich dabei auf. Denn in die Einsamkeit darf nur gehen, der Nahrung für ein Leben in sich hat. Und so fuhren wir eines Tages heim nach München. Je näher wir kamen, um so schwerer ward mir. Ich kommt's nicht aus mir bringen, was da in mir aufgewacht war. Ich sang und lachte nicht mehr. Der Freund redete mir zu. Es half nichts. Eine Angst und Traurigkeit lag in mir, die mich furchtbar quälte.

Ich hab' zwar immer nach einer Freude' ein angestliches Gefühl gehabt. Das hab' ich aus meiner Jugend her. Aus dem eugen Leben, aus dem wenig Freuden. Ich bin nie ein Mensch gewesen, der Freuden ertragen konnte. Ich mußte immer in Hellen an das Dunkle denken. Aber diesmal war's seltsam ahnungsvoll und schwer. Und richtig, da wir daheim waren, war die Ahnung erfüllt.

Es lag ein Brief da vom Vater. Schon beinahe drei Wochen zurück. Die Mutter war gestorben, — und mir schon begraben. Und ich war derweilen leichtmütig und guter Dinge in Gottes freier Welt herum gewandert. Hatt' vielleicht grad' ein übermuthig Friedchen gehangen, da sie daheim an meiner Mutter Grab gestanden hatten.

Was ging mir nun all' durch den Kopf! Da ist das Leben — da sind tot, die Lebendigen! — und da ist der Tod, und da sind die Todten! Wie das nebeneinander liegt!

Keine Mutter mehr! Und der Gedanke, daß sie nun erstöß sei und daß es meine Mutter sei, der ich mein Leben verdaule. Daß ich fern war während ihrer letzten Stunde, daß sie mich vielleicht gern noch einmal gesehen, noch einmal gesprochen hätte. Und daß sie so gerne leben wollte. Sie sei sonst eingeschlafen, schrieb der Vater, und daß sie nun schon ganze drei Wochen in der Erde liege.

All' das fiel Zentner schwer auf mich. Tage saß ich so und saß und grübelte. Und Vorwürfe machte ich mir die Menge, schwere Tage lang — und Nächte, lange Nächte lang. Mein Freund sprach mir keinen Trost. Das müsse der Mensch allein in sich ausstragen.

Er hatte Recht.

Da kam ein zweiter Brief meines Vaters. Hart und barsch, wie das leicht seine Art war. Daß ich keinen Frauenkindesliebe im Herzen habe, keinen Schimmer Doulbarkeit. Daß ich ein verbummelter Mensch sei, wie er sich das immer gedacht habe, aus dem sein Leibtag nichts werden könnte. Denn doch ich zur Beerdigung nicht gekommen sei, nehm' er mir am Ende weniger übel; aber daß ich drei Wochen nach der Mutter Tod noch keine Zeile heimgeschrieben habe, sei doch eine Schande.

Ach, das war aufzuführen. Am Ende des Briefes aber stand eine Bemerkung, die seltsam auf mich wirkte. Ich wußte zunächst nicht, sollte ich froh, sollte ich traurig sein.

Es ist ein Glück für mich, daß das Küsschen da ist und mit den Haushalt führt. Ich wüßt' nicht, wie ich's sonst machen sollte. Sie ist sehr fröhlig und tüchtig, und sie hat der Mutter in den letzten Lebensstagen brav geholfen.“

Da war die Mutter vergessen. So, 's ist furchtbar für einen Menschen, das sagen zu müssen; aber ich bin alle Zeit ehrlich gewesen und sag's. Herrgott, da hätte was in mir. Da schrie das Leben in mir!

Das Leben, junger Freund, das achtet nicht des Grobes und Sorges. Das kennt nur sein Recht. Das fest sich auf Leichen und Leb' und jubilirt. Herrgott, das Leben!

Ich schrieb dem Vater einen Brief und es ging ein paar noch hin und her. Buletzt ward ausgemacht daß ich vor der Hand nicht heimkommen solle. Es sei besser so. Wegen mir — und, wie der Vater vorsichtig durchblicken ließ, wegen dem Kutschen.

Ich fühlte mich noch nicht reif zur Heimfahrt und folgte ihm.

IX

Noch ein volles Jahr blieb ich in München. Ich weiß nicht, ob ich viel lernte. Ich sagt' ja schon, ich war kein Lerner. Aber ich war doch weitergekommen. Es wurde noch Vieles reifer für mir, das fühlte ich. Aber wo sollt's hinaus? Wer war einmal ein Ende und Ziel?

Ich war auch kein Haster. Aber man war ja gezwungen zur Hast. Das war ja, wohin ich sah ein Wetttreiben. Es handelte sich bei allen um den Preis, den vollen Geldbeutel. Das war der Erfolg!

Dazu war ich nun einmal nicht. Mir war um die Kunst und um mich selbst. Ich habe immer in Beiden die Höhe des Einen notwendig für die des Anderen gefühlt. Vielleicht war mir's ja damals nicht so klar bewußt, wie mir das heute scheint. Es kam gewissermaßen so aus meiner Beschaulichkeit, meiner ganzen trümerischen Art herans, in der alle Dinge des Lebens ihren besonderen Werth erhielten und ihrer Beziehung zu mir erhielten. Und aus alldem mag's gekommen sein, wie ich seither gelebt hatte, — aus meiner Jugend, meinen Fähigkeiten, meiner Herkunft meinetvegen.

Was red' ich darüber aber lang! 's ist vorbei.

Das sind ja Alles Träume, worauf ich sehr Scheint nicht einmal eine Sonne darauf. Liegt in Gränen und Dunkeln. Und ich lächle doch. Jungen Freund, so ein Lächeln verkannt man thueuer.

Ich küm' ja von Schicksal reden. Das ist ein schönes und bequemes Wort. Zwar — es liegt doch etwas darin. Nur sprechen wir dem gern die Hauptkraft zu, um unsere Schwäche zu entschuldigen. Man müßte sich daran reiben, man müßte es nie verhindern, und es müßte mir dazu da sein, unserer Kraft zu stählen; unserem Schlim zu vertiefen. Müßte ja, Alles schön. Ich hab' mir's All' auch damals gesagt. Ich hab' das Schicksal angeklagt und nahegelegt. Ich hab' die Schuld von mir ab- und dem Schicksal zugewälzt. Ich hab' sie mir wieder all' aufgeladen. Was ist dazu zu sagen! Der Eine heißt's durch den Anderen nicht. Dem Einem ist's Schaden, dem Anderen Nutzen. Ob das auch Bestimmung, auch Schicksal ist? Jedenfalls soll man dagegen thun was man kann. Aber da predige Einer! Ich hab' gelebt. Wie ich gelebt habe, 's ist vorbei! War währl' ich d'r'n? Sag' ich offen heraus und ein wenig hart: ich war ein Schwächling! Es thut mir garnicht mehr weh. Darüber bin ich hinaus. Ich hab' meinen Frieden. Ich lächle. Es gibt keinen Sturm mehr in mir. Es ist Alles still.

Ich habe das große Wo zu eines unzerbrochenen Lebens nicht gefunden, ich habe mir das kleine Wo des Augenblickes von Augenblick zu Augenblick gesucht. Überall ist das Leben — und das Geringste ist dem Leben unverloren —“

So warm hatte der arme Lukas noch nicht gesprochen. Seine welken Wangen glühten. Ich sah schein zu ihm auf.

Nach einer Weile sagte er, wie aus einem Traume: „Viele haben das Leben und sind so reich — und haben's doch nicht, — und sind doch so arm.“

Er lächelte: „Über Mauchen, lieber junger Freund, den das Leben mit Purpur behängt hat, hat's hinterher ein Schnippchen geschlagen und eine Hohngrimasse gemacht. Das deut' ich mir aber doch Furchtbarste. Das halb' ich für sehr bitter.“

Er sah hinaus. Es war nun schon düster geworden, und man hörte lauter das einförmige Geräusch des Regens.

„So ein echter Münch'ner Regentag war's g'red', fuhr der arme Lukas dann ganz unvermittelt fort, „ich mein', ich erleb' ihn noch einmal. Ich stand auch am Fenster und schaute in den Abend. Unplötzlich überkam's mich: heim!“

Seltsam, wie das in dem Menschen ist. Woher wächst das nur, was weckt's nur! Alles versunken im Einen, nur das eine Gefühl. Alles liegt am Boden, leblos — nur das Eine ist lebendig. Man wehrt sich; man will sich einreden — es hilft nichts.immer wieder wacht es auf, unerbittlich hält's einen fest.

Heim! Was sah ich all' vor mir — unser Haus, unser Dorf, die Mutter, der Vater, Grab, den Vater, das Lülschen. Es lief mir heiß in die Schläfen. Eine plötzliche Angst. Was war geschehen? Etwas mußte geschehen sein, das mich anging. Etwas Schweres, e.w.s., das mich zerriß, und nun war's gar kein Entschluß, nur ein Trieb: Heim!

Ich reiste ab. Einem Namenshändler hatte ich zu paars meiner letzten Bilder verkauft. Für ein Spottgeld. Aber das war mir einerlei. Vielleicht waren sie auch nicht mehr werth. Irgend ein biederer Bürger, der ein farbig Bildchen in seiner Stube haben wollte, hat sie wohl gekauft. Ohne Freind' und Verständniß vielleicht. Weil sie billig waren. Aber ich mußte heim.

Von Mainz aus ging ich zu Fuß. Morgens früh war ich in Mainz angekommen. Am Mittag stand ich vor unserer Haushüll. Leise trat ich ein.

Ich sah auf den ersten Blick, es war alles rein und blank, Alles in schönster Ordnung. Es war nicht zu sehen, daß die Frau hier fehlte. Ich ging durch die Stuben: die gleiche Ordnung überall. Der Vater war offenbar nicht zu Hause.

Zu der Kirche, am Herb stand das Lülschen. Die rothe Gluth des Feuers erhellt ihr Gesicht. Sie hatte gerade eben den Topf zur Seite gerückt. Ich blieb einen Moment stehen und betrachtete sie. Und nun wollt' ich auf sie zuspringen, wollt' sie umarmen, küssen und jubeln. Da wendete sie den Kopf. Mit großen Augen sah sie mich an. Mit großen, verwunderten Augen sah ich sie an.

Das war das Lülschen nicht mehr. Da war alles weg, was früher noch vom Kind in ihr gelegen hatte. Was war's, was sprach nur aus diesem Gesicht? Welch' eine Ruhe! Fast wie eine Verklärung. Eine unsagbare Festigkeit und Sicherheit. Die Jüge wie gemeißelt. Als ob sie ein Ereigniß, ein großer Kampf, ein großes Leiden, ein großes Durchringen gesjornt hätte.

Ihr Blick veränderte sich nicht im Leisesten. Er blieb so gerade und groß und fest. Ihre Augen waren wie Augen. Kond und hart gegossen.

"Ach, der Lukas!" sagte sie. In einem Tone, als ob sie sich's so einstudirt hätte. Dann trat sie auf mich zu und reichte mir die Hand. immer dieselbe Sicherheit und Unnahbarkeit. immer so halb von oben, überlegen und gefestet, wie eine Dame der großen Welt.

Und ich war wie ein Lamm am Baude. Ich war ganz in ihrem Bann. Scheu hielt ich ihre Hand.

"Wird sich der Vater freuen, Lukas! Er ist fort über Feld und kommt erst den Abend. Ich hab' gerad' das Essen fertig. Kommt gerade recht."

(Fortsetzung folgt.)

2

Die schottischen Hochländer einst und jetzt.

Von A. Conrady.

(Sohus.)

Auführer des Clans im Kriege war sein Häuptling, gälisch Ceann-cinnidh, Haupt des Stammes, genannt, unter ihm befahlten als Offiziere die Ceann-tigh, die Häupter der "Häuser", aus denen der Clan sich zusammensetzte. Dieselbe Organisation diente also — was in der Gentilgesellschaft gewöhnlich der Fall ist — für den Krieg, wie für den Frieden, nur waren im Kriege die Befugnisse der Clanbeamten naturgemäß ausgedehnter als im Frieden. Auf Herrschaftsrechte hatten weder der Häuptling noch die Leiter der Dörfer Anspruch, sondern sie waren nur die gewählten Wissensvollstrecker des gesamten Clans bezw. seiner Unterabteilungen, von denen sie denn

auch unter ständiger Kontrolle gehalten wurden. Der Ceann-tigh oder Dorfälteste wurde von den Familienhäuptern des Dörfchens — wohl auf Lebenszeit — gewählt. Er sprach ihnen Recht in den kleinen Streitigkeiten, die unter ihnen vorkamen und für den Schulden mit unbedeutenden Geldstrafen geahndet wurden, er befahlte sie im Kampfe und führte ihre Beschlüsse über die wirtschaftlichen und sonstigen Angelegenheiten des Dörfchens aus. Deren waren sehr viele, da der Einzelne durch das runridge-System vollständig an den Willen der Gesamtheit gebunden war und auch in allen privaten Angelegenheiten nur mit deren Zustimmung handelte. „Ein Mann hatte in der That,” so schreibt eine zuverlässige Quelle, „wenige Meinungen oder Beweggründe als Individuum. Alles war Sache der Vereinigung; und darum war jede Maßregel, die getroffen wurde, Gegenstand von Grörterungen und erustlichen Debatten, bevor darüber beschlossen wurde. Bevor sie auf die Jagd gingen, bevor sie zu errichten, ihr Heu zu mähen oder nach den shealings zu verzieren begannen, oder bevor eine Heirath oder Tausch vorgenommen wurde, gab es eine ernsthafte und feierliche Verabschlagung, wie oder wann es geschehen sollte.“ In den beständigen Gemeindeversammlungen führte der „Älteste“ des tigh den Vorsitz.

Außerdem hatte er den tigh beim Clan zu vertreten. Daraus erschließt man schon, daß die Stellung des Clanhäuptlings durchaus nicht die eines feudalen Grundherrn oder gar die eines unmenschlichen waltenden De poten gewesen sein kann, wie die meisten englischen Autoren und selbst der Vater der Hochlandsromane, Walter Scott, geglaubt haben. „Nichts kann irriger sein,” sagt ein Bericht des 18. Jahrhunderts, „als die vorherrschende Idee, daß ein hochländischer Häuptling ein unwissender und grundlosiger Tyrann gewesen sei, der die niedrige Unterwürfigkeit seiner Anhänger mit fühlloser Grausamkeit und harter Bedrückung belohnte. . . . Er wurde von der Wiege an gelehrt, das untergeordnetste Individuum seines Clans als Verwandten und Freund zu betrachten, den zu beschützen er geboren, zu achten verpflichtet sei. Er wurde auch gelehrt, . . . ein fast unbedingtes Vertrauen auf die Ratschläge der Ältesten seines Clans zu setzen. . . . Es gibt kein Beispiel, daß ein Häuptling irgendwelchen Schritt von Bedeutung ohne die Einwilligung der Ältesten seines Geschlechtes thät.“ Der Rat der Ältesten bestand aus den Ältesten der einzelnen „Häuser“ des Clans, aus den Ceann-tigh. Sie wählten bei Lehzeiten des augenblicklichen Häuptlings seinen Nachfolger aus der Häuptlingsfamilie, demjenigen tigh, der für den ältesten im Clan galt und darum im höchsten Ansehen stand. Gelegentlich setzten sie Häuptlinge ab, unter allen Umständen aber verhinderten sie den Häuptling an eigenmächtiger Leitung der Clangeschäfte, eigenmächtiger Verwaltung des Clansbezirks. Die Abgaben, die er von den Clangenossen erhielt, hauptsächlich Fleisch, Vieh, Butter, Käse, Wolle, Garn, waren nur zum kleinsten Theile für seinen eigenen Gebrauch bestimmt, das übrige diente zu allgemeinen Clanzwecken. Er hatte den „Barden“, den Sänger des Clans, zu unterhalten, den Dudelsackpfeifer, den Schmied, und wo es das gab, den Arzt und den Weber. Die Altersschwachen verbrachten bei dem Häuptling den Rest ihrer Tage. Wenn Zwillinge geboren wurden, so mußte er einen davon bei sich aufnehmen: das kam sehr häufig vor. Wenn in einem Dörfchen die Ernte schlecht ausfielen war, so mußte der Häuptling hilfreich beispringen. Kurz, der Clan trat überall da für den Einzelnen ein, wo der tigh versagen mochte. Noch mehr ging vielleicht für die regelmäßigen, in kurzen Zwischenräumen wiederkehrenden Gefäße darauf, die im Häuptlingsschloß stattfanden. Mit diesem vornehmnen Titel belegen die englischen Autoren die vom Häuptling bewohnte Clanzfestung, den clan, ein steinernes Gebäude, dessen wichtigster Bestandtheil ein starker, vierstöckiger Thurm war. Hierher strömte Alles zusammen, wenn Gefahr im Verzuge war, aber auch, wenn der ganze Clan ein Fest abhielt. Da empfing der Häuptling alle seine Clangenossen

mit Händedruck und vertraulichem Gespräch; der Dudelsackpfeifer lieferte die Taselmusik, der Barde sang von den Großthaten des Clan, es wurde geschnaubt und vor Allem gezecht. Zu Strömen floß uisge-beatha, „Lebenswasser,“ wie die Hochländer ihr Nationalgetränk, den Kornbrauntwein, benannten; die Engländer haben „Whisky“ daraus gemacht. Bei diesen Bechereien wurde dem Gälen so recht das Hochgefühl lebendig, vollberechtigter Angehöriger eines alten Geschlechtes zu sein, mit dessen sämtlichen Mitgliedern ihn die thenersten Bande des Blutes, die intime Gemeinschaft im wirtschaftlichen Leben, die unbedingteste Solidarität gegen die feindliche Außenwelt nach den Grundsätzen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verbunden. Der urwüchsige Kommunismus der Gentilverfassung war noch immer die letzte Grundlage des Clanebens, bestimmend für das Vorwiegen der sozialen Seite im hochländischen Charakter. Auf dem Gemeineigenthum am Boden beruhte in letzter Linie die ganze alterthümliche Lebensordnung der Hochländer.

Während im übrigen zivilisierten Europa die Gentilverfassung längst verschwunden war, existierte sie also im nördlichsten Theile Schottlands noch über das Jahr 1700 hinans in voller Kraft weiter: der letzte Rest eines Sozialorganismus, der bei den übrigen Völkern an der Geschichtsschwelle zu finden ist, erscheint hier in unmittelbarer Nachbarschaft der höchstentwickelten Zivilisation. Es war zwar durchaus ungerecht, aber gewiß begreiflich, wenn man in den schottischen Lowlands und in England die Clans durch das Auge des Hasses als bloße Räuberbanden ansah, deren Fortbestand auf die Dauer mit der Zivilisation unverträglich sei. Nach der Niederwerfung des Aufstandes von 1745—46, der über England uns' Haar die Wiedereinsetzung jenes unverbesserlichen, wegen seiner absolutistischen Gelüste zweimal vertriebenen Königshauses der Stuarts verhängt hätte, mußten die Clans der Zivilisation Platz machen. Es läßt sich sicher nichts dagegen sagen, daß man sich die Einfälle und Plünderungszüge der Gälen nicht länger mehr gefallen lassen wollte. Aber man begnügte sich nicht damit, die Wiederholung dieser Dinge durch militärische und gesetzliche Mittel unmöglich zu machen, indem die Hochländer militärisch besiegt, ihre kriegerischen Bewohner entwaffnet wurden, sondern man übertrumpfte die kleinen Räuberien der Clans durch die Autorisierung einer gigantischen Räuberei, ihren Viehdiebstahl durch einen Launddiebstahl: gegen den ersteren als das reine Kinderspiel erscheint. In feudalen Zeiten waren die hochländischen Häuptlinge von schottischen Königen zur Belohnung oder in Erwartung von Diensten mit allerhand Titeln ausgestattet worden, denen aber niemals irgendwelche Bedeutung für die Gestaltung der Verhältnisse in ihrer Heimat innergewohnt hatte. Die gälische Bevölkerung nahm gar keine Notiz davon. Möchte ihr Häuptling in den Augen der schottischen und englischen Aristokratie Standesgenosse sein, für sie war er Ceann-cinnidh, Stammeshaupt, der Grund und Boden Claneigenthum. Die britische Regierung aber stellte sich nun auf den durch nichts begründeten Standpunkt, daß in den Hochländern die Häuptlinge rechtmäßige Eigentümer des Grundes und Bodens seien. Das hieß das gute Recht der Gälen auf ihr Land, das nie etwas Anderes als gemeinsamer Besitz gewesen war, mit einem Federstift besiegeln. Nicht einmal Erbpächterrechte wurden den unglücklichen Bauern der Hochlände zuerkannt, sondern, da das Land unter dem runridge-System jährlich neu aufgeteilt wurde, so entnahm daraus die Gesetzgebung einen Scheingrund, um die hochländischen Bauern für tenants-at-will, für Pächter auf jährliche Kündigung zu erlösen und damit dem Willen der auf einmal in Großgrundbesitzer verwandelten Häuptlinge auf Gnade und Ungnade auszuliefern.

Zu thätsächlichen Konsequenzen führte diese gesetzliche Enteignung der Bielen zu Gunsten der Wenigen erst seit etwa 1760. Die ältere Generation hochländischer Häuptlinge, die unter den Clangenossen groß geworden und meistenteils nach dem großen Aufstande von 1745 als gedachte Flüchtlingse von

der freigebigen Anhänglichkeit der Gülen unterhalten worden waren, änderte noch wenig an den hergebrachten Wirthschaftsverhältnissen. Als dann aber ein Geschlecht nachfolgte, das im Auslande herangewachsen war und es der englischen Aristokratie gleichzuthun wünschte, da brachen schlimme Zeiten für die hochläufigen Bauern an. Gestützt auf ihren gesetzlich gewährleisteten Eigentumstitel an das Clanland verlangten die nunmehrigen Großgrundbesitzer eine Geldrente, die ganz anders bemessen war, als die früheren Clanabgaben, diese um das Vier- bis Fünffache überstieg. Lautende, die das nicht bezahlen konnten oder wollten und andererseits dem durch die Staatsgewalt unterstützten schreienden Unrecht gegenüber widerstandsunfähig waren, verließen schon jetzt das Land. Das Schlimmste sollte aber erst kommen. Der unersättlichen Habgier, die in die hochläufigen Grundbesitzer gefahren war, vermochte das Wenige, was sich aus der Armut der gäischen Bauern herausquellen ließ, nicht zu genügen. So verfielen sie als auf ein Mittel, größere Profite aus dem Boden herauszuholzen, auf das Schafsystem.

Dabei waren wenig Arbeitskräfte und verhältnismäßig geringes Kapital erforderlich, dagegen große Erträge zu erwarten. Große zusammenhängende Bodenflächen waren für die Schafzuchtungen nötig. Also rückten die kleinen Bauern den Schafen weichen. Den Leuten von Marx' „Kapital“ ist bekannt, in welch ungeheurem Maßstabe und welch erbarmungsloser Weise das „Steinmachen“ (clearing) des Bodens von den seitherigen Bewohnern im weiten Gebiet der Herzogin von Sutherland vor sich ging, wo in einem Zeitraum von zwölf Jahren 15 000 Personen mit brutalster Gewalt ausgetrieben wurden; vielfach stieckte man den Widerstreben den Hütten über dem Kopf an. Analog ging man in allen Theilen der Hochlande zu Werke. Die „gelegten“ Bauern wanderten zum großen Theile nach Amerika aus, viele Lautende strömten in die schottischen Industriebezirke und vermehrten hier die Menge des Proletariats. Der Rest, der in der Heimat blieb, wurde von den Landlords auf ganz kleine Ackerlöse von ein bis zwei Acres minderwertigen Landes meistenteils an die Küste heran gezogen, wo sie ein Hunde Leben führen und hauptsächlich aus dem Heringssang ihren kümmerlichen Unterhalt und die Rente für die profitwütigen Großgrundbesitzer herauszuholen wünschten.

So ist der größte Theil der schottischen Hochlande im Verlauf des ausgehenden 18., des ganzen 19. Jahrhunderts in eine Einöde verwandelt worden, die außer wenigen Hirten nur Schafe bewohnt. Außerdem aber gibt es Hirze in großer Menge. Das Bildes ist mehr als je in dem einst von 300 000 Gülen bewohnten Gebiet. Ungeheure Streifen, die lange als Schafweide gedient hatten, sind in sogenannte „Hirzwälder“ verwandelt worden. Was wir nicht ohne glauben, diese Gebiete seien aufgehoben worden, sondern es wurde einfach durch Entfernung der Schafe Raum für das Bild, neuer Jagdgrund geschaffen, der dem Eigentümer unter Umständen noch mehr einbringt, als Schafweide. Das der als Deer-forests angelegte Boden gänzlich unproduktiv ist,that natürlich nichts zur Sache: der jüngste Antipode ist ja von Rechts und Gejagtwegen unproduktiver Eigentümer des Bodens, der ebenfalls von den kleinen Dörfern der Gülen bewohnt war. Diese Ansiedlungen mit ihrer Gezeitengeloge, ihren Remartheilungen und ihrer Almende sind fast bis auf den letzten Rest verschwunden. Nur ein einziger der abgelegenen unter den Dörfern, den zahlreichen Sajeln, die zu den Hochlanden gehören, gab es Mitte der achtziger Jahre noch eine Anzahl junger Geschäftsmänner, so sogar die gezeichnete Bodenabteilung gelegentlich noch vor kam. Da sie jetzt nach festzeln, nach holzgeplellt bleiben. Schon alle, überall sonst sind die alten gäischen Dörfer fortlos verjährt, mit ihnen alles, was in die Zeit der Clans eintritt.

Die alte Schönheitsspritz der Hochländer war jederzeit die beste der möglichen Welten. Wenn man aber einen Vergleich zieht zwischen dem, was

die Hochlande unter der barbarischen Clanverfassung waren, und dem, was sie unter der Herrschaft einer kapitalistisch-aristokratisch gerichteten Zivilisation geworden sind, so erscheint der unwürdige Kommunismus der Clanzeit gegenüber dem unfeligen Capitalismuswesen der Gegenwart tatsächlich in einem so günstigen Licht, daß man versucht sein könnte, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Clans in's Ideale zu verkörpern, und jene Schattenseiten zu vergessen, die dazu beitragen, daß den Engländern ehemals selbst die hochläufige Natur ungenießbar erschien. Jetzt werden ihre Neize gewürdigt; das Land aber ist nicht viel mehr als eine Wüste. —

pliziertes Kunsthochschloß, das neben dem gewöhnlichen Alpenvereinschlöß angebracht werden sollte, um das neue Haus den Winter über besser gegen unerbetene Besuch zu schützen, der neuerdings leider Mode geworden ist. Außerdem war festzustellen, ob die bei der Einweihung noch vorhandenen Mängel sämtlich beseitigt und ob das Heim genügend gegen die Schneestürme des Winters gesichert und verwahrt sei: Grund genug für mich, an die Ausführungen meines Vorhabens Kopf und Kragen zu setzen und die Sorgen und Zweifel des Hüttenswarts, wenn irgend möglich, zu zerstreuen.

Mein Reisegefährte, obgleich verhältnismäßig ein Neuling im Hochgebirge und dabei etwas stärker und schwerer, als dies wünschenswerth ist, hatte gute Mut, wir ließen uns also am dritten Tag von der Post über Alle Sarghe am Toblinosee und durch das tiefeingerissene Sarcathal nach Tione und weiter durch's Val Nendena nach Pinzolo futschieren. Schon in Alle Sarghe hatte ein frischer Nordost sich ungestüm über das grauschwarze, schleppende Regengewölk hergemacht und es nach allen Seiten zerblasen; das ließ für den nächsten Tag ein Aufsehen der Niederschläge erwarten. Freilich gaben die das Val Nendena begleitenden Gebirgszüge bereits einen Borgeschmack des zu Erwartenden; die Berge waren bis zum Fuße herab stark angeschneit und die mir so wohlbekannte Gegend hatte einen fremdartig hochalpinen Ausdruck bekommen.

Als unser vorsündstulicher Rumpelkasten endlich in der Dämmerung in Pinzolo hielt, öffnete der Führer Libero Collini, dem ich telegraphirt hatte den Wagenschlag und führte uns nach Hotel Pinzolo, das wie ausgestorben, finster und stumm dalag. Der alte Onkel des in Arco weilenden Besitzers, der mit seiner Frau das Haus hütete, kam zwar nach einigen Pochen und Rufen zum Vorschein, meinte indessen sehr kleinlaut, die Zimmer könnten wir uns nach Belieben heraussuchen, sie hätten aber kein Fleisch, denn in ganz Pinzolo sei so spät im Jahre höchstens etwas stinkendes Hammelfleisch aufzutreiben. Nun dieser Fall war von uns vorgesehen; wir brachten von Arco ein tüchtiges Stück guten Hindfleisches mit, das für mehr als eine Mahlzeit reichte, und bald prasselte ein lustiges Holzfeuer und verhalf uns zu ein paar Beefsteaks mit patate fritte (Schmorkartoffeln), wie man sie auf welschem Boden kaum besser bekommen kann.

Dann folgte die Berathung mit Libero und seinem Bruder Umanzio. Resultat: Es wird gehen, wenn beide Brüder uns begleiten, leicht allerdings nicht und nur mit Schneereisen. Der alte Onkel schüttelte sein Haupt: der Schnee liege zu hoch, wir kämen von Bedole aus nicht mehr durch. Nun, wir hielten uns natürlich an die Brüder Collini, und am nächsten Morgen ging es bei leichtem Frost guten Muthes vorwärts. Die erste kleine Kapelle am Wege veranlaßte unsere Führer, ihre Hänger zu entblößen und eine gute Weile in stummer Gebete zur Madonna zu stehen. „Auch ein Sympathom — die Sache ist also figlich!“ dachte ich, denn ich war solche Frömmigkeit, die bei einem Nordtiroler etwas Alltägliches ist, an ihnen nicht gewöhnt, obgleich ich schon manches nicht ganz Harmlose mit ihnen ausgeführt hatte. Meinem Reisegefährten gegenüber, der vergnügt daran Losstiefelte und sogar seinen geliebten photographischen Apparat mitschleppte, behielt ich meine Wahrnehmung für mich — wozu ihn vor der Zeit bedenklich oder gar kopfschön machen?

Das uralte Kirchlein von San Stefano unter seinen mächtigen Edelfastianen, die entlaubte Zweige zum bleigrauen Himmel streckten, der Narbenschaff an den der Aufstieg zur Presanella beginnt, die drei markanten Thalstufen, von denen jede durch einen prächtigen Sturz der Sarca bezeichnet wird, als diese Einzelbilder vielleicht der schönsten Wandernung die Südtirol zu bieten hat, zogen an uns vorüber und noch kein Schnee! Freilich, die Ketten und Kämme und Spiken, die sich immer zahlreicher ein hinter der andern vorschoben, wie in einer Wandeldekoration, sahen garnicht so gemütlich aus, wie im Sommer und Frühherbst; es lasteten schwer Schneemassen auf ihnen, und als wir nach drei



Montoir-Uhren, garantiert
gutes Werk, e. Rubis, schönes, starkes
gehäuse, deutscher Stechstempel,
echte Goldbrände, Emaille-Ziffer-
platte, Mk. 10,50. Dieselbe mit 2. echt
übernen Rapseln, 10 Marken Mk. 13.

Schlechte Waare führe ich nicht.
Meine sämtlichen Uhren sind wirklich
gut abgezogen und genau reguliert;
ich gebe daher reelle 2-jährige Schrift-
liche Garantie. Versand gegen Nach-
nahme oder Postleitzahlung. Umtausch
gehaltet oder Geld sofort zurück, somit
Belastungen bei mir ohne jedes Risiko.
Sehr illustrierte Preisliste über alle
Sorten Uhren, Ketten und Gold-
waaren gratis und franko.

Kretschmer, Uhren, Ketten und
Goldwaaren. Engros.
Berlin 415. Neue Königstraße 4.
Reelle und wirklich billige Be-
queme für Uhrmacher und
Wiederveräußer.

Alles

für Dilettantenarbeiten,
Vorlagen f. Laubsägerei, Schnitzerei,
Holzurz und etc., sowie alle Utensilien
und Materialien hierzu.
(Illustrirte Kataloge für 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 130.

3000 russische Cigaretten
für Mk. 20 franko Nachn.
Mk. Caviar, per Mk. 10,50 und Mk. 13,
versendet R. Glauer, Wyslowitz,
an der russischen Grenze.



Große Posten
künstliche Blumen
sollen schnell verkauft werden.
Probestücke nur Mk. 5.—
Manufaktur künstlicher Blumen
Hermann Hesse, Dresden-A., Scheffelstr. 12.

Täglich baares Geld
erlich, leicht und in unbegrenzter Höhe,
wie als Nebenerwerb, kommen stetsame
Personen ohne jedes Risiko verdienen.
Mit Angabe jetziger Beschäftigung bef.
Nr. 520 F. Mecklenburg, Berlin 0. 17.

Technikum Berlin. Lehr-
anstalt f. Elektrotechnik, Maschin-
bau, Hochbau u. Bauingenieurwesen.
Statisch inspiziert. Prospekte kostenlos.
Holzmarktstr. 73. — Berlin 0.

Versende
neueste illustrierte Preisliste über
Arbeitsgeräte gegen 10 Pf. frei.
G. ENGEL, Berlin 143,
Potsdamerstraße 131.



Sanatogen

für die Nerven.

Broschüre auf Wunsch gratis und franko durch
Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Großer Illust. Haupt-Katalog mit über 3000 Gegenständen aller Arten Messer,
Scheren, Senken, Waffen, Leder, Gold-Schmuckfachen erhält jeder franko umsonst,
ohne Kaufzwang. Bitte d. zu verlangen. 8 Mk. 1921 in neuer Auflage.
Zur Probe! Beste Rasirmesser der Welt!

1/3 natürl. Größe.

Fertig zum Gebrauch:
Verband g. Nachnahme od. vorh. Cassette.

Fritz Hammesfahr,
Foohe b. Solingen II.
Stahlwarenfabrik und Verhandlung.
Streichmesser Mk. 1. bis Mk. 1,80.
Scharfsnäfe M. 30. Rasiersteife M. 2,25.
Rasierspiegel Mk. 1. Delabziehstein Mk. 2,50

Die Erwerbsquelle weist Damen mehr als
150 Firmen nach, die
allerlei Arbeiten über-
allhin als Haupt- und
Nebenbeschäftigung vergeben, und Herren mehr als 300 Firmen, die Neben-
beschäftigung vergeben. Nur reelle Angebote. Gegen Einwendung von Mk. 1,20
und 15,- Porto oder unter Mk. 1,55 Nachnahme direkt franko zu beziehen von
Herm. Thom's Verlag, Leipzig VII.

Chartreus, grün und gelb von der Firma
Heintz & Cie., Paris, prämiert mit goldener und
silberner Medaille, unter
dem Etiquett

M. 3,50 pro Fl. statt d. Chartreusprieses v. Mk. 15
(franz. Produkt).

Madeleine Als Cafet- u. Magen-
Liqueur sehr zu empfehlen.
Versand gegen Nachnahme durch das
Generaldepot: Leop. Sonder, München 31.

Wollen Sie

wirklich gut und billig rauchen? So bestellen Sie meine Zigarillos, wie oben
abgebildet, und größer, mit Sumatra und Java gedeckt, mit guter Einlage, in
eleganten Kästchen verpackt, für den spottbilligen Preis 500 Stück für Mk. 6,90
frankos per Nachnahme. Als Weihnachtsgeschenk füge ich der Sendung vollständig gratis bei: 40 gute Zigaretten und Zigaretten zur Probe, 1 elegantes
Wandschneidezeug aus email. Blech, 1 Lederbuch mit vielen schönen Bildern
und 5 hochfeine Ansichtskarten. Garantie: Nachnahme oder Umtausch, daher
kein Risiko. Mehr zu bieten ist durchaus unmöglich. Bitte zu bestellen bei der
leistungsfähigsten Zigaretten-Fabrik (siehe 200 Angeleiste) von

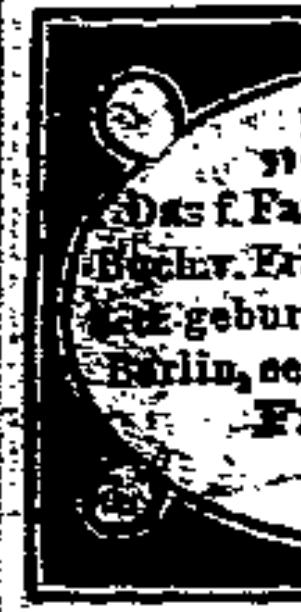
P. Pokora, Neustadt i. W.-Pr. 144. E.

Lungenleiden (chron. Katarrhe
und Schwindsucht) **heilbar!**

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Ärzten und geheilten Kranken
über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik
Dr. Hofmann Nachf. in Meerane 101 (Sachsen) gratis und franko.

Briefmarkenpreisliste
gratis 30000 Preise. Viele Abbildung.
Ankunf. v. Samml. u. einzel. Marken.
Philipp Kosack, Berlin C.
Burgstr. 8, am Krong. Schloss

Nähmaschinen für Familien u.
gewerb. Zwecke, auf Basis auf
Teilzahlung.
Anzahlung: 8,10
bis 15 Mk. un-
natürliche Ab-
lösung: 5, 8, bis
10 Mk, dabei er-
höhtlich billige
Preise bei aller-
besten Ausführ.
5 jähr. Garant.
M. 19 Mk. Preis wird je angezahlt.
J. Jendroesch & Co.
Berlin NW. Siemensstr. 1.



Conrad Müller
Schkeuditz-Leipzig
Buch- und Steindruckerei,
Gumm.-u. Perforiranstalt.
Gegr. 1885. • Tel. 35.
Spezialität: Quittungs-
marken u. Kautschuk-
stempel, sowie alle
Drucksach. f. Vereine
u. Kassen. Muster u.
Kostenanschläge frei.



Echte, tatsächlich nicht einlaufende
Normal-Hemden
Maco-Hemden, Unterhosen, Unterjacken
u. s. w. versendet direkt an Private billigst
(Preisliste u. Stoffproben franko umsonst).
Wollwaren-Fabrik Georg Koch in Erfurt. 6.

Meinel & Herold
Harmonika-Fabrik
Klingenthal (Sachsen) Nr. 85 A.
versend. und Garantie
direkt an die Spieler
pr. Nachn. Ihre vorzüg-
lichen Harmonikas.

Nur Mk. 4 1/2
statt eines solid. Konzert-
Zug-Harmonika m. 10
Tast. so stark. Stimme
(2hörig). Pa. Stahlfederung, off. Klaviatur,
3th. (11falt.) weit ausziehbar. Bald. in Metall-
schiefer, vernick. Metallbassklapp. Größ.
ca. 33cm; dief. Harmonika, 3 schleifregister,
Schörig, 70 Stimmen, prächt. **Nur Mk. 6.**

Gebsterlerntisch und Holztische umsonst
hierzu. 2, 3, 4, 6, 8 hörige, 2 und 3 reihige,
somit sogen. Wiener Harmonikas in über
120 Nummern stimmend billig u. doch gut.
Neuerer Katalog (vor Seiten) start mit
200 Abbild. umsonst. Mühlwerk, Violinen,
Klarinetten, Bandonions, Zithern,
billigst. Garantie: Zurücknahme u. Gelb
retour. Kein Risiko. Ich. 3000 Dankeschreib.

42 Millionen Mark.

Baargewinne, darunter Hauptgew. von
600,000 300,000 210,000 200,000
180,000 150,000 etc. kommen
in einem Jahre bei 59 Ziehung
durch d. Loogesellschaft, Germania
zur Verlosung. Keine Klassenlotterie,
keine Serien oder Ratenloose. Gesetzl.
erlaubt! Kein Schwindel! Prospekt
gratuit. fr. Monatsbeitrag nur Mk. 5 pro
Mitgliedsantheit. Anmeldg. bef. sub.
No. 169 F. Mecklenburg, Berlin 0.17.

Edle Kanarienhähne
tieftourenreich und weltbekannt,
beweg. sich i. Höhle, Schaf-
roller, Krönen und tiefe Peisen,
a. Mk. 8, 10, 12-25. Mit gold. Med.
präm. Joh. Wink. Kanarien-
züchterei, Dresden A., Marschallstraße.

Stütz'sche Hühneraugenringe
Gehringen m. Master-
lein), umhärtet. In
Bezug auf Sicherheit und
Jahreszeitl. Wirkg.
Kein Beträchen, des-
halb Schönung der ge-
jündete Haut. Schadl.
80 Pf. einzeln Ringe
15 Pf. i. d. Apotheken.

+ Magerkeit +
Schöne, volle Körperformen durch unser
Oriental-Kraftpulver, preisgekrönt,
goldene Medaille Paris 1900. Hygiene-
Ausstellung und goldene Medaille Hamburg
1901; in 6-8 Wochen bis 20 Pfund
Zunahme, garantie untrüglich. Streng
reell — kein Schwindel. Siehe Dan-
schriften. Preis: Karton. Mk. 2. Post-
anweisung o. Nachnahme mit Gebrauchs-
anweisung. Hygienisches Institut
D. Franz Steiner & Co.
Berlin 170, Königgräßerstraße 78.

Carneval!
neuestes
Instrument der
+ fidele
Dudelsack
von Jedermann nach be-
folg. Anleitung sofort zu
spielen, f. allerlei Scherze,
überhaupt wo man herzlich
lachen will. P. St. 1,75, 4 St. (Quartett)
zum Kranichen, 6,50, 6 St. zum Todt-
lachen 9,50 Mk. franko. Nachn. extra
Gotthardt Hayn, Breslau, 2. D.

Wer viel Geld will
verdiene
Gn. und
Aust. verlange Broschüre. Aust. gratis.
Int. Korr.-Bar., Berlin W. 30.

Briefmarken billigst.
August Marbes in Bremen.

Thüringer Wurst
Ger. Rothwurst Pf. 70 Pf.
Leberwurst Pf. 70 Pf.
Kaiserswurst Pf. 75 Pf.
Knackwürste Dzdz. 155 Pf.
Bratwurst, runde u. lange
Pf. 35 Pf. Cervelat und
Salami Pf. 120 Pf. Nur per Nachn.
mit Schlachthoffest.
Wurstfabrik Otto Schubert, Gera-R. 266

Repetir-Wecker
sensationelle Neuheit,
potentiert, weit inner-
halb 7 Min. 9 mal,
so daß ein Einschlafen
unmöglich wird. Preis
nur Mk. 4,50 mit Gar.
Kein Risiko, da Un-
tausch. gest. Ill. Preisb.
ub. ihr. Ketten, Ringe,
Musikwerke und hoch-
wertig. Schmuckstück. portof.
Gebr. Loesch, Leipzig 43.

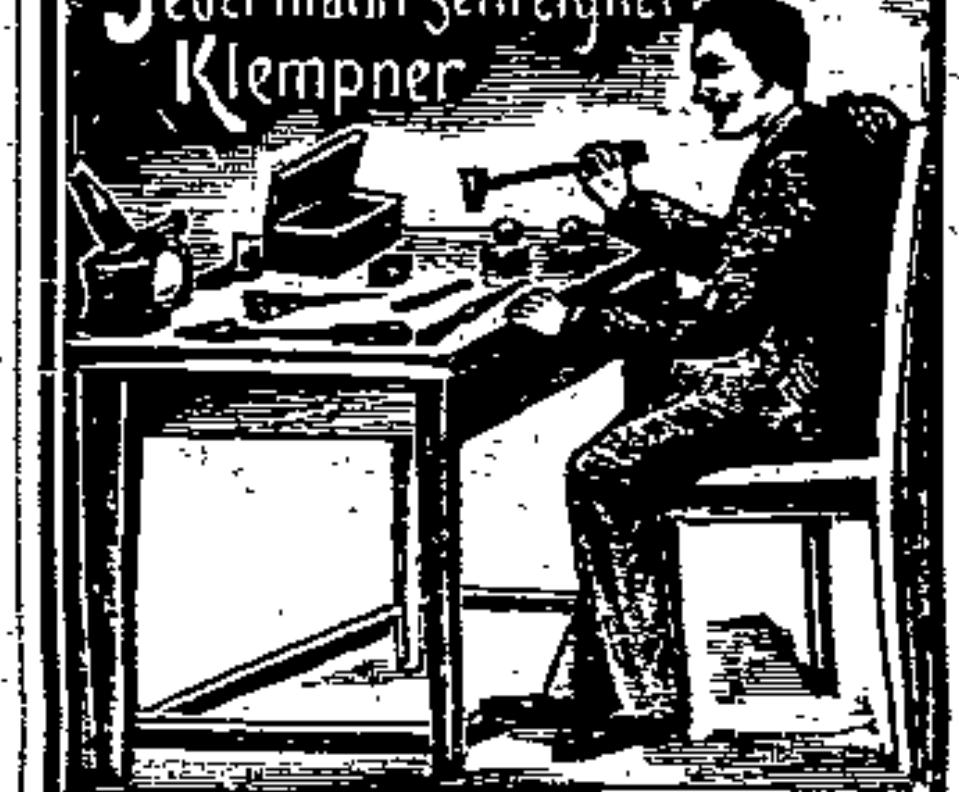
Nürnberger
Ochsenmaulsalat

versendet in feinster, unüber-
troffener Qualität, das 10 Pfund
Postfass zu Mk. 3,50 franko gegen
Nachnahme

Carl Wilh. Schöner,
Nürnberg.

Korbflasche
mit 3 Liter hoch. edlem Portwein,
Sherrh., Madeira, Marsala, Malaga,
Vino Vermouth ob. Valdepenas
(für Blutarme) nur Mk. 5,— in flüssige
Flasche gegen Postnachnahme.
Bich. Cox, Weine en gros, Köln.

Neuheit! (Ges.Gesch) Neuheit!
Universal
Lothwerkzeugkasten
Jedermann sein eigener
Klemmner



Jedermann kann nach der beigege-
benen Gebrauchs-Anweisung mit diesem
Lothwerkzeugkasten Klempnerarbeiten
aller Art selbst ausführen, denn der-
selbe ist durchaus kein Spielzeug und
dient dazu, um Metallgegenstände jeder
Art und Gefäße aus Geschäftsbetrieb,
Werkstatt, Küche und Haushalt selbst
zu lösen und reparieren. Ist daher un-
entbehrlich und preiswürdig für Jedermann,
ist auch sehr praktisch zu Ge-
schäften und macht sich schnell bezahlt.
Der Kasten enthält sämtliche Werk-
zeuge, Apparate u. Substanzen, welche
zum Lösen aller Metalle nötig sind.
Durch die Beigabe reichlich Materials
und zwei größerer Kupferschloßbolzen
können auch schwerere Löscharbeiten da-
mit ausgeführt werden. Ausführliche
Gebrauchs-Anweisung für alle Lö-
tarbeiten bei. Für wirkl. Bruchbar-
keit aller Werkzeuge wird garant.
Preis komplet. Mk. 7.

D. Versand geschieht g. Einsend.
od. Nachnahme des Betrages frk.

Ernst Aug. Pietsch
Chemnitz.

Wer Stuhl-Verstopfung,
Gonorrhoe an den Folgen der
Quecksilber-Kur leidet, der lese
meine natur-
heilkundl. Schriften. Preis jeder einzeln.
Schrift A. 1 ausschließlich. Porto. Zu
von A. Reinert, Jägersberg 22.

Weltberühmte, haltbare, hohelegante
Kleider-Sammelteile
gerippt, glatt und
glänzend, zu Knabenanzug. Neueste
haltbare, entzückende Blusen-Sammelteile.
Gemusterte Wasch-Sammelteile. Gegr. 1885.
Sammelhaus Louis Schmidt, Hannover-C.

Buchführung lehrt brieflich.
Propst u. Probe frso.
O. Härtel, Görlitz.

Emil Klemm, Greiz i. U.
Verstandshaus in
Damen-Kleiderstoffen.
Größte Auswahl in Neuheiten!
Wuster franko geg. franko Rücksendung zu
Diensten. Versand nur gegen Nachnahme.
Vertreter und Vertreterinnen
gegen hohe Provision gefücht.

Im Hamburger Hafen. Nach dem Bilde von Gustav Wendling und Carl Becker.



ständigen Marsch die kleine, von himmelsanstrebenenden Wänden flankierte und vorw vom Mandronferner geschlossene Hochebene von Bedole erreichten, befanden wir auch hohen gestorenen Schnee unter die Füße, und der schlichte Denkstein für den infolge eines Fehltritts in den Wänden verunglückten Professor Mighetti nahm sich in dieser Winterlandschaft doppelt schwermütig ans. Hier kam uns auch das erste menschliche Wesen zu Gesicht, ein Gemälde aus Pinzolo, der dem „Schweiz“ eines angelochtenen starken Boden nachging und der nicht wenig erstaunt war, auf uns zu stößen, während wir wußten, daß wir in der Casona Bolognini, der kleinen Schutzhütte der Tridentiner Alpinisten, hinter welcher der von der Sektion Leipzig erbauete Steig zu deren Mandronhause beginnt, vier Jäger aus Pinzolo antreffen würden. Bei dem massenhaften Schneefall in den Höhen trieb der Hunger die schenzen Grathütere (die übrigens auch unweit des Mandronhauses nicht selten gefangen werden, an einer Salzlede, die menschliche Schlaucht bunt, um sie anzulocken), die oben schlechterdings keine Nahrung mehr finden, zu seinem Hähnchen mehr gelangen konnten, über den Passo dei camosci (Gemäldepaß) herab in die waldfreien Wände, und hier waren sie auf dem Ausland verhältnismäßig leicht zu erlegen. Man hatte in der That bereits vier schöne Gemälde erbeutet und zwei lagen noch irgendwo in einer Schlucht und wachten gefangen werden. Unter der bisherigen Beute, die, ausgebrochen und ausgeweidet, außerhalb der Hütte mit den Stiefeln an in die Wand des Blockhauses getriebenen Rögeln hing, befand sich auch ein sehr alter, fast schwarzer Bock mit mit einem Kästel; das andere ist ihm jedenfalls beim Kampf mit einem Nebenbuhler abgebrochen, unddem die beiden Eisernägten sich in blinder Ruth „verkümpft“ hatten.

Die drei anderen Jäger, die wir bei der Beendigung ihres Mittagsmahlens (natürlich die unheimlich Polenta!) antrafen, begrüßten uns sehr freundlich, frösteten sich aber hinter den Ohren, als wir fragten, ob wir wohl hinauf nach Mandron gelangen würden. Sie meinten, es liege 3 bis 3½ Meter hoher Schnee und die Passierung der Gräben über die Schluchten werde sehr schwierig sein, obendrein bei Nacht. Das kam mir spanisch vor; es war knapp Mittag, man erreicht Mandron von Bedole aus in zwei Stunden und wenn wir

auch eine Zeit lang die Schneereifen anschmälzen müßten, könnte es doch kaum fehlen, daß wir noch vor Einbruch der Dämmerung unter Dach und Fach gelangten und an die Bereitung eines künftig gerechten Glühweins gehen könnten. Vielleicht habe ich auch ein wenig überlegen gelächelt; für was hielten mich denn diese ländlichen Minnrode, daß sie glaubten, wir würden uns von dem hischen Schnee so lange aufzuhalten lassen oder mit der Technik des Gehens auf Schneereifen nicht zurecht kommen? Über das Lächeln sollte mir bald vergehen, ebenso wie die Bewunderung über die Laternen, welche unsere Führer aus der Hütte mitnahmen, als wir nach einstündigem Rast aufbrachen.

Schade, daß die unzulängliche Beleuchtung das Photographieren unmöglich machte! Unsere vier Gemäldejäger hätten es sicherlich verdient, verehrt zu werden, wenn auch mit deshalb, weil sie so treulich geeignet waren, falschen romantischen Ideen für immer den Garans zu machen. Die Kerle kompitierten schon seit drei Tagen in der Hütte; während dieser Zeit hatte sicherlich keiner von ihnen auch nur eine Fingerspitze in's Wasser getaucht, dafür aber hatte der Duallm des fortwährend unterhalsteuer Herdfeuers ihre Gesichter gar gründlich inspült, und mit ihren Stoppelbärtchen und in ihren bis zur Unlöslichkeit geschriften Kleidern sahen sie recht brigantennmäßig aus. Die Gamaschen z. B. bestanden aus einem Stück Packleinwand, daß man mit irgend einem zerschlissenen Seilende umwunden hatte, kurz, diese welschen Waldmänner, obgleich die Horuloseigkeit selber, hatten durchaus nichts Vertrauenswürdiges, waren aber dafür „malerisch“ bis zum Erbosa.

Hinter der italienischen Hütte hat man noch eine Weile schönen Fächerwald; die abgefallenen welken Nadeln bedecken den Schnee am Boden so dicht, daß er roth erschien. Als aber der Wald aufhörte und wir hinaus ins Freie kamen, ungefähr den Windungen des Mandronsteigs folgend, schüttelte auch Amazio, der jüngere und verwegenerer der beiden Brüder, den Kopf. Ich sondirte ihn, indem ich said, es gehe besser, als ich gedacht hätte, obgleich wir schon ordentlich zu waten hätten; er aber meinte sehr entschieden, es gehe viel schlechter, als er vorausgesetzt. Wenn man schon hier so fiesen Schnee habe, wie solle es erst oben an der Ronchinsalpacht aussiehen! Gehe es so fort, so

müßten wir in fünf Minuten die Messen auslegen und das bedeute zwei Stunden spätere Ankunft auf Mandron. Er habe sich schon so etwas gedacht, darum habe er uns so eindringlich ermahnt, tüchtig zu essen und zwar nicht bloß Erbswurstsuppe, sondern auch Fleisch, damit wir etwas aushalten könnten, aber so schlimm habe er sich die Sache doch nicht vorgestellt. Das waren ja hilfische Ansichten! Gut, daß mein Freund kein Italiensisch verstand und also nicht erfuhr, was seines schweren Leichnam's harrte!

Was Amazio vorausgesehen, trat ein; nach wenigen Minuten schou barg er sein Gewehr, um sich's leichter zu machen, zwischen dem Wurzelgesicht einer mächtigen abgestorbenen Färche und wir legten sämtlich die Reisen an; dieselben verhindern bekanntlich das tiefer Eindringen in den Schnee, weil die Körperlast sich auf eine erheblich breitere Fläche, als die Sohle des Fußes es ist, verteilt, während die aus einem dünnen Fahrzeiten und aus Bindfaden gesetzten bestehenden runden oder besser ovalen Schneereifen sehr leicht sind. Die Schwierigkeit besteht nur darin, so breitbeinig zu gehen, daß nicht etwa der Reisen des Fußes, den man nachzieht, auf den des ruhenden zu stehen kommt, denn sonst ist dieser, wenn er wieder ausschreiten will, einsatzfestgehalten. Das Gehen auf Schneereifen ist bald gelernt, es ist außerordentlich praktisch und sogar oft das einzige Mittel, über fiesen, weichen Schnee aufwärts zu gelangen, aber langsam geht die Sache allerdings und ermüdend ist sie auch. Der Vorausgehende hat es noch am besten, die Anderen aber, welche in seine Spur treten sollen, vertiefen dieselbe doch so sehr, daß der Letzte oft große Mühe hat, den Fuß mit dem Reisen wieder aus der Versenkung zu bringen. Es war noch an keine Rouschia zu denken, als bereits die Dunkelheit hereinbrach und die Laternen angezündet werden mußte, und da die Nacht sternenlos und trübe war, tappten wir eben Stunden lang mechanisch aufwärts, im Vertrauen darauf, daß die Führer die Richtung behalten und sich nicht am Ende verirren würden. Das war nicht gerade funktionsfähig, namentlich dann nicht, als Amazio, der die Spitze gehabt hatte, einmal wirklich unsicher wurde; er blieb stehen, rief seinen Bruder vor und als dieser sich eine Weile umgesehen hatte, ging er erst ein Stück zurück und dann ein Stück aufwärts über einen ungemein steilen Hang — dann war Alles wieder in Ordnung.

(S. 51 folgt.)

Wasser.

Erzählung von Lulu v. Strauss-Corney.

der großen Pappeln, die in der Nacht viele Blätter verloren hatten. Jenseits der Mauer ging mit starker Strömung das gelbbraune Wasser der heute mächtig breiten Befet vorbei.

Gran, Alles gran.

Fritz Rodemeier starke einen Augenblick auf die Wasserfläche des Hofes, auf der der Regen in Millionen Bläschen und Ringen tanzte. Dann lehrte er sich um und sprudelte in die Hände. Lieber Himmel, das gab Arbeit!

Sie wußten Alle daran heute, die beiden Schnechte, die Magd und auch Tönnes. Der konnte ja nicht viel, aber doch hier und da etwas schleppen oder eine Bothrost anrichten.

Nis an die Knie barbeinig, in Holzschuhen, warteten sie auf den Hof. Die Säue mit Kartoffeln, die Sonnabend heringebracht waren, mußten weggetragen werden.

Die Schafe und Kühe standen ja noch trocken, aber die Stiere mußte doch höher geschichtet werden, daß Bauer konnte ja noch steigen. Einer mußte auf den Kump und das Bich bergen, bis die Beijer es abholten.

Der kleine Bernachsene hatte noch immer sein männliches Gesicht von gestern aufgesetzt, aber keiner schaute darauf.

Fritz Rodemeier arbeitete für Zwei. Eben feuchte er mit einem Sack Kartoffeln an Tönnes vorbei in's Hause.

„Schade um die Kartoffeln, die noch in'n Lande sind. Die sind hin. Stine hett doch Recht hadde, de hett' all gisern seggt.“

Der Bußlige ließ flirrend die Schaufel fallen, die er trug. Stine — immer Stine! Was hatte die damit zu thun? Was brauchte er von ihr zu reden?

Als Fritz wieder aus dem Hause kam, blieb er stehen.

„Dinnerstag, die Bretter für den Henschauer Tönnes, funn, help mi 'n beten! Willem is in'n Kamp im der Andere im Stall. Die haben nicht Zeit. Ich geh' auf die Mauer und lange die Bretter heraus und Du schleppt sie in's Hause. Wenn si man noch nicht weggeschwemmt sind. Mach zu Tönnes!“

Der Bernachsene hatte erst gethan, als ob er nicht hörte. Aber nun kam er doch. Mit ganz langsamem Schritte und brummigem Gesicht.

Er blieb neben der Mauer stehen und sah wie Fritz hinausschitterte, vorsichtig die brödeligen Steine oben auf dem Sand vermiedend. Nun stand er oben und sah herunter.

„Sei fünd noch dor!“ schrie er zurück, „im täm man — wenn ed'r ist man dran kommen kann.“

Die Bretter lagen, wo der Lastwagen sie abgeladen hatte, auf dem schmalen, mit Schilf und krüppeligen Erlen bewachsenen Sandstrich dicht vor der Mauer, der jetzt ganz unter Wasser stand. D

(Fortsetzung.)

Fritz Rodemeier stand oben an der Stiege, die von der Kammer auf den Hausrat führte, und starrte himmel. Das Bieret der Thürme spiegelte sich deutlich auf dem Hausrat. Das Bauer war schon im Hause, über der Schwelle hinzugekommen.

Der Bauer lief häufig zurück, weil die Schnechte sich floppeln zu die Kammer, wo Tönnes hänsel.

„Tönnes, hol Bieret! Willem, Koch, sag! Mi sag' nich' Seih fiesen!“

Dann, mit großen Holzklöpfen an den Füßen, rapperte er wieder die Stiege hinauf und machte die Kammer auf. Klatschend rutschten ihm ein paar kleine Kellen dabei über die Füße.

Gran, Alles gran, Himmel und Erde.

Kein, nicht die Erde. Die war garnicht mehr da. Nur die Heder der Kämme und einzelne Bäume standen über der großen glatten Wasserfläche. Am oberen Ende des Kämms, unter dem großen Baum auf dem niedrigeren Haubengel, stand nicht zusammengeknüpft das Bich, das die Nacht drunzen gewesen war. Es war nicht mehr viel, die meisten Bauern hatten zur böse Jahreszeit ihres schon wieder im Schal. Nur sahne die einzelnen Thiere nicht unterscheiden, es magen zweigig bis dreigig sein. Das fliegende Bäckchen flang durch die Wiesengräben herüber.

Der Scherhof selbst lag wie eine kleine Insel, da lag Raum des Bäters knapp um die Stämme

Stimmung war hier an der Seite wohl nicht stark genug gewesen, um die schweren Bretter mitzutragen. Über der Mauer war stellenweise weggewaschen und feucht; es wäre gefährlich gewesen, da zu stehen.

Fritz war auf den Mauerrand gekniet und bengte sich leichend weit vorüber. Gleich darauf flog ein schweres Brett über die Mauer in den Hof, wo es klatschend in's Wasser aufschlug. Tönnes sah es und schleppete es in's Haus.

Eine Zeit lang arbeiteten sie so, ohne zu sprechen. Fritz schob sich die Kappe aus der heißen Stirn, es war schwere Arbeit für ihn. Je mehr Bretter er los hatte, desto tiefer musste er sich beugen, um die nächsten zu fassen. Aber fast war er nun fertig. Tönnes kam eben mit leeren Händen aus dem Haus, um sich ein neues Brett zu holen, als er auf einmal stehen blieb und nach der Mauer starrte.

Der Männerstein, auf den Fritz Rodemeier sich stützte, fing an zu rutschen, er sah es ganz deutlich — Und danu —

Der Mann da auf der Mauer wankte, er warf kampfhaft die Arme hintenüber —

Der Fleck war leer.

Nur noch ein Klatschen im Wasser jenseits der Mauer, ein heiserer, brüllender Aufschrei. Dann war es still. Nur die Pappeln rauschten auf einmal sonderbar laut.

Tönnes Rodemeier stand vorgebeugt und starrte. Es schoss ihm plötzlich eifig über den Rücken.

„Todt“ — dachte er. Und zugleich fuhr ihm etwas Anderes durch den Sinn: „Stine. Das Mädchen.“

Er bewann sich garnicht, ob er helfen konnte, er rief auch nicht um Hilfe. Es war Alles ein Augenblick. —

Er wußte nicht, wie es kam und was ihn eigentlich trieb, aber auf einmal lief er, ohne sich einzusehen, über den Hof zum Thor, daß das Wasser um ihn hoch aufsprang; und dann über den Weidekamp, immer geradeaus den Dächern des Dorfes zu, die jenseits der grauen Wasserfläche eben aus dem Regenmebel vorstanden.

Seine Gedanken gingen wirr durcheinander, wie er sich so hastig über den überschwemmten aufgeweichten Kamp hinarbeitete. Ein paarmal sah er sich um. Der Ellerhof lag mitten im Wasser, wie ein großes graues Teufelsviereck, über dem Dach sah man noch immer die Pappeln mit den gelben Kronen.

Es war Tönnes, als ob er sie noch immer rauschen höre. Und dazwischen den gräßlichen heiseren Schrei hinter der Mauer —

„Todt — ertrunken“ — sagte er einmal laut vor sich hin. Aber sonderbar, es war, als ob er garnicht recht traurig sein könnte —

Das Wasser wurde jetzt seichter, vor den ersten Häusern des höher gelegenen Dorfes hörte es ganz auf. Tönnes fühlte auf einmal den kalten Wind, der ihm um die nackten Beine strich, er streifte die Kleider herunter. Dann lief er weiter, die Dorfräze entlang.

„Himmel, Tönnes Rodemeier! Was ist passirt? Wo fühst'et ut, Menschel!“

Der Schenkwirth sprang erschrocken auf, als der Bucklige mit klappernden Holzschuhen in die Schenkstube polterte.

Der sah flüchtig an seinem schwitzig regennassen Zeug herunter, dann ließ er sich in einen Stuhl fallen und sah suchend in der Stube herum.

„Fritz is dote!“ sagte er ganz laut dabei.

„Wat? Wat seggt?“

Der Wirth bekam keine Antwort, in der Küche nebenan war polternd etwas hingefallen; die Thür wurde aufgestoßen, Stine stand auf einmal vor dem kleinen Verwachseren. Ihr Gesicht war ganz weiß, sie packte ihn am Arm und rißte ihn.

„Was is? Fritz? Sag' doch, Tönnes, schnell! Du Mensch, ich will's wissen!“

„Todt!“ sagte der Bucklige noch einmal laut; er krümmte seinen kleinen verwachsenen Körper unter dem Griff des Mädchens, als ob es ihm weh thätte. „Ertrunken. Just eben. Ich komm' eben her. Von der Mauer runter, in die Weser.“

Das Mädchen fragte nichts weiter, es kehrte sich um und ging wieder in die Küche. Tönnes Rodemeier sah ihr nach, einen sonderbaren Ausdruck im Gesicht. Der Wirth kam jetzt her und stellte einen Korn schnaps vor ihn hin.

„Da trink mal eins, Mensch! Bist ja ganz verblüfft,“ sagte er aufgeregzt, „und dann erzähl doch mal. Wie is es denn gekommen? Und is denn da keiner gewesen zu helfen? Es sind'r doch Menschen genug auf'm Ellerhof!“

Aber Tönnes gab nur verworrene Antworten. Als draußen die Hausthür klang, fuhr er auf, aber von der Schenkstube aus konnte man nicht sehen, wer aus dem Hause ging. Lange blieb er nicht sitzen. Einmal fragte er nur nach Stine, aber der Wirth wußte nicht, wo das Mädchen geblieben war.

Nach einer Viertelstunde stand Tönnes auf und klippte sein Bramweinglas über.

„Huh, das wärmt!“ sagte er, sich schüttelnd. „Nun will ich man nach Hans. Ab bis of.“

Der Wirth sah ihm kopfschüttelnd nach. Er war doch ein wunderlicher Kerl. So ganz recht im Kopfe war er wohl nicht. Wie er da eben wieder gewesen war! Aber das Unglück hatte ihm wohl ein bisschen irre gemacht!

Der Bucklige ging ganz langsam den Weg durch den überschwemmten Kamp wieder zurück. Es lag ihm so schwer in den Gliedern, als ob er vor irgend etwas Angst hätte.

Aber dann kam er wieder auf Stine. Was sie weiß im Gesicht gewesen war! Und was sie ihn jetzt angepackt hatte!

Sollte es doch möglich gewesen sein? Das Mädchen auch? Fritz und Stine?

Aber er biß die Zähne aufeinander. Das war ja nun vorbei. Fritz war weg. Ertrunken.

Er war gegangen ohne anzusehen. Als er jetzt den Kopf hob, war er ordentlich erschrocken. Da war ja der Hof schon. Und auch die Pappeln. Was der Wind wieder in den Blättern rauschte! Gerade wie vorhin, als —

Langsam ging er durch das Thor; dessen Kette nicht eingehakt war, und über den Hof. Es war, als ob ihm Gewichte an den Füßen hingen, sein Herz hämmerte.

Auf einmal blieb er stehen, unter den Fenstern der Stube, die etwas höher lag, als die anderen Räume des Hauses. Da drinnen klangen Stimmen laut und aufgeregzt durcheinander, und Lachen —

Lachen? In dem Hause, wo eins eben tott ist?

Einen Augenblick stand er noch, den Kopf vor gestreckt, und horchte. Dann war er die Stiege heraus, und riß die Thür auf —

Ganz regungslos stand er, langsam wisch die Farbe aus seinem Gesicht. Er sagte kein Wort.

Da stand Fritz. Mitten in der Stube, mit lachenden Augen. Und neben ihm Stine. Er hatte den Arm um das Mädchen gelegt, ganz fest —

Als er Tönnes sah, kam er ein paar Schritte auf ihn zu, ohne Stine loszulassen.

„Armer Kerl! Was Du wollst für'n Schreck gehabt hast! Na, verjag' Dich man nich so, ich bin ja noch heil und lebendig! Aber es ist da hart bei hergegangen, das sag' ich Dir, und wenn ich nich just das eine Brett zu packen gekriegt hätte, das da schwamuk, und mich wieder an die Mauer rangekämpelt —“

Der kleine Bucklige sah ihn noch innier ganz starr an.

„Und Stine?“ fragte er nur.

Das Mädchen streckte ihm die Hand hin, sie lachte über das ganze Gesicht, trotz ihrer verweinten Augen.

„Tönnes,“ sagte sie hastig, „ich bin gleich von Hans wegelaufen, als Du kamst — es sollte keiner merken — ich — ich mußte doch 'mal sehen, was das war, — und da — da war es Alles wieder gut —“

Sie atmete tief auf und sah Fritz an.

„Und nun kriegt der Ellerhof auch eine Frau, Tönnes,“ sagte der, „und was für eine — nich, Stine? Vorher wußt' ich ja niemalen, ob sie mich wollte oder nich!“

Der Bucklige hatte die Hand des Mädchens garnicht erst genommen. Er wandte sich um und ging zur Thür.

Die beiden sahen ihm nach.

„Was hat er woll?“ fragt das Mädchen ängstlich, „er is so — so wunderlich.“

„Läß ihn man. Er is öfter so. Und der Schreck is ihm woll in den Kopf gegangen.“

„Lass' ihm doch nach und hol' ihn wieder,“ bat Stine, „der arme Kerl hat doch solche Angst gehabt. Und er hat mich doch gerufen. Ich wäre doch sonst nich gekommen.“

Fritz nickte. „Nachher, Stine, wenn Du wieder weg bist. Das hat woll noch Zeit. Er verputzt sich woll erst 'n bisschen auf den Schreck.“

Tönnes Rodemeier saß in seiner kleinen Kammer auf der Bettkante und starrte vor sich hin. Er sah immer wieder Alles vor sich, wie es eben in der Stube gewesen war. Fritz und Stine. Nun war es doch so gekommen. Fritz war garnicht ertrunken.

Was ihm der Schreck in die Glieder gefahren war, als er ihn da stehen sah, heil und lebendig — und das Mädchen — es war ihm gewesen, als ob er ein Gespenst sähe!

Er fuhr auf, als er Schritte auf der Stiege hörte, die Thür wurde aufgestoßen.

Fritz blieb neben dem Bett stehen und rüttelte Tönnes an der Schulter.

„Armer Kerl, hast sau'n Schreck habb! Nu besinn' Dich man. Is ja doch nun Alles gut, ich bin'r ja noch!“

Er schüttelte den Kopf, als Tönnes mit finstrem Ausdruck an ihm vorbei nach dem Fenster sah. „Lass' mich man in Ruh!“

Fritz lachte.

„Lieber Himmel! Könntest ja kein schlimmeres Gesicht machen, wenn ich unten in der Weser läge! Is ja grad', als ob Du Dich ärgerst, daß ich noch nicht tott bin —“

Der Bucklige fuhr auf einmal herum und starrte Fritz an; sein Gesicht war ganz fahl geworden, er bewegte die Lippen, aber er sagte nichts.

„Nee, nee, Fritz — das nich —“ brachte er dann heiser heraus.

Der Andere lachte noch einmal gutmütig.

„Das weiß ich woll. Das hab' ich auch nich so gemeint. Nu komm' man mit, Tönnes, is Frühstückzeit. Stine is all wieder weg.“

Aber Tönnes wollte nicht, er schüttelte nur den Kopf und blieb sitzen. Da ließ ihn der Andere in Ruhe.

Als er draußen war, legte der Bucklige auf einmal den Kopf auf die Knie und schliefte laut.

Das war es!

„Als ob Du Dich ärgerst, daß ich nich tott bin.“

Wie ein Schlag in's Gesicht waren ihm die Worte gewesen. Als ob er sich selbst auf einmal ganz deutlich sah, durch und durch.

Er hatte Stine ganz vergessen, er dachte nur das Eine. Eine furchtbare Angst packte ihn, er wußte selbst nicht, woran. Vielleicht vor sich selbst.

Da draußen auf dem Hofe hatte er gestanden, als es passirt. Er hatte Fritz nicht geholfen. Er hatte sich umgedreht und war weggegangen. Wenn es auf ihn angekommen wäre, läge Fritz jetzt in der Weser. Er hatte keine Hand gerührkt, ihn zu retten.

Auch die Gedanken auf dem Wege fielen ihm wieder ein. Die heimliche Erleichterung, daß es nun nichts werden könnte mit Fritz und Stine.

Und dann der Schreck, der ihm eben eiskalt in die Glieder gefahren war, als er ihn sah. Schreck, daß er nicht tott war —

Es war dem kleinen Buckligen, als ob sich langsam eine schwere Last auf ihn legte, erdrückend und erstickend.

Sein Verdienst war es nicht, daß Fritz jetzt lebte. Er hätte sich heimlich über seinen Tod gefreut. Er war so gut wie ein Mörder. Wenn auch nicht in Wirklichkeit, doch in seinem Herzen. Ein ganz schlechter Mensch. — — (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Sonnenlust.

Sprüht nicht aus der gold'nen Sonne
Lust und Glück und heiße Gluth?
Und Ihr wollt dem Menschen wehren:
Sinnlichkeit und Lebensmuth?
Saugt er nicht mit ihren Strahlen
Schon das Recht zur Freude ein?
Und Ihr wollt es ihm verbieten,
Recht ein Sonnenkind zu sein?

Niemals wird es Euch gelingen,
Die, so lang' die Sonne lacht,
Liebe, Glück und Lust und Singen
Zu verkeh'n in Trübsals Nacht!
Hei, wir spotten Eurer Tugend!
Harrt Ihr auf des Jenseits Wonne,
Lasst uns uns're gold'ne Jugend,
Uns're Liebe, uns're Sonne! —

Richard Levy.

Im Hamburger Hafen. Unsere Künstler haben für ihr Bild den Reiz der Mondnacht gewählt. Der milde Sommerglanz wohlinger Ruhe verhüllt hier noch ein Stück Leben voll stürmischer Kraft, bezwingt für diesen Augenblick den Rauschtag der Welt. Unseren Blüten zwar ist das sanfte Himmelslicht hinter Wolken verhüllt, aber im Wasser spiegelt es sich wieder und breitet seinen glitzernden Schleier über die schwärzgrauen Fluthen der Elbe. Ein Fischer, einer hält schon vorüber, ein Schoner segelt im Stilleben seinen Schatten über den Wasserriegel und in gemachter Entfernung hält als wohlbestallter Nachtmüller unserer alten Hansestadt der kupfergrüne Michel eben sein Rückständchen. Er wird sich wieder einmal einen Greg zu viel genehmigt haben. Stell, daß sein lantes „Ahoi!“ den würdigen Knaben wedel.

Aber Künstler, Ihr schwundet ja! Das sanfte Voll, das Ihr da himmelt, ist ja in wenigen Minuten auf und davongeslogen. Ruhet und näher strebt unser Schiff auf der kaum bewegten Fluth seinem Ziele zu; schon lugt Nebelgönnie, schon leuchtet Altona mit allerhand buntem Gestimme zur Süden herüber, und nun hebt vor uns plötzlich eine Illumination von rothen, grünen und weißen Lichtern an, als ob Hamburg sich zu unserem Empfang etwas Besonderes leisten wollte. Aber Hamburg dient garnicht an uns, und von den Lichtern, deren in jedem Augenblick mehr anzuschauen, ist mein einziges Überflug; jedes hat seinen Zweck auf dem Wasser so bestimmt zu erfüllen, wie in der großen Stadt selbst die Straßenbilder. Jetzt kommen immer mehr dampfende Fährboote, kommen Ewer und kleine Sassen in unsere Nähe, und plötzlich taucht eine schwere Riesenwand vor uns auf, unendlich lang, und oben, kaum erkennbar, in allerhand Spisen und Kämpe auslauzend. Einer jener mächtigen Ozeandampfer hat hier vorzeitig Rast gemacht. Denn immer noch sind wir beim Beispiel, immer noch ist der eigentliche Hafen nicht erreicht und jetzt erst traut sich das Eingangstor, der Groß-Erich, unserer Helden an. Dichter und dichter wird das Gewimmel, und schwaches Stimmengebräue überzeugt uns bald davon, daß an dieser Stätte auch die Nacht keine Ruhe kennt. Hier laden Juniper Rosinen ein; seit der Dunkel haben die jungen Männer schon gearbeitet und immer noch ist der Unter des Riesendampfers nicht voll. Auf dem Danziger nebenan wird gelöscht; kein Streich gleicht wie viel Feuer und Asche sie alle wie viel Urwölde von Ragnoroholz in so einem Stoß hineingeworfen. Zeit ist Geld, an dieser Stätte mehr als anderswo, und daher wird im Hafen jeder Tag, nach Nacht Ruhe geboten. In einem so reisenden Raum geht hier an den Säcken die Arbeit, doch nie für jemand, der nicht von Segen auf mit ihr vertraut ist, sicher lebensgefährlich wird.

So fliegt in ein nachtblaues Fortzummo aus, was höchstens begonnen. Das ist das arbeitende Hamburgen bei Nacht, so beschrieben und doch seinem Reiben nach ziemlich unabhängig mit dem nachtblauen Hamburgen, das drinnen in den Langzeiten von St. Pauli den Menschen noch länger freudig zu machen gedenkt. Die südländische Romantik ist hier auf dem Wasser, dort auf der Elbe, bei beiden nur die etwas verschämte, fröhliche Einleitung.

Das Lied vom braunen Mann in griechischer Tonart. Für die Männer über die Gräser im alten Griechenland dachten, darüber habe ich viele Zeugnisse. Schon kommen

dagegen die griechischen Frauen mit ihren Gedanken über die Männer zu Worte; erklärlicherweise bei der überaus niedrigen Meinung, die das herrschende Geschlecht von dem anderen hatte. Zu amüsanter Weise läßt der griechisch-sätzliche Dichter Theokrit, der Vater des Idylls, im dritten Jahrhundert v. Chr. einmal zwei alegandrische Frauen aus dem Volke sich über die respektiven Vorzüge ihrer Männer zu einander aussprechen. Die Gorgo sucht ihre Freundin Braxinoe in deren Haus auf, um sie zu den Schauspielungen des Adonisfestes abzuholen, und beklagt sich über den weiten Weg. Darauf Braxinoe:

„Ja, das kommt von dem Tölpell! Am Ende der Welt
die Höhle.
Statt ein Haus zu beziehen! nur mir zum Tort, um
die Nachbarn,
Die wir waren, zu treuen. Das gleicht dem neidischen
Müpel!“

Gorgo räth nun zwar der Freundin, wegen Braxinoe's zubehörigen Söhnchens die Zunge zu hüten, sie selber läßt sich dadurch aber nicht abhalten, ihrerseits über ihren eigenen Mann herzuziehen:

„Hör' nur, der „liebe Papa“ ging jüngst — ich will
Dir vor dem da
Alles gesteh'n —, beim Krämer Salpeter und Schminke
zu kaufen,
Und — bringt Kochholz heim! So sinkt' grade wie
baumhoch!“

Dazu weiß Braxinoe wieder ein Gegenstück von ihrem eigenen Gebieter:

„Keiner ist auch nicht besser, der Gelbgaraus Di-
offleidas:
Sieben Drachmen bezahlt' er für fünf Stück Bliese
noch gestern;
Hundshaar ist es, mit Schind, was von schäbigen
Rauzen gezupft wird.“

Sie trifft dann noch die nötigen häuslichen Anordnungen für die Zeit ihrer Abwesenheit, plaudert beim Anziehen noch ein wenig über Toilettefragen mit der Freundin, und dann geht's durch's Straßengewühl unter fortwährendem Geplapper zur festlichen Stätte. Hier sehen sie noch einen vorlauten Fremdling den Kopf zurecht, weil er zu ihrem fortwährenden Geplatsch geneint hat:

„Schweigt doch endlich, ihr Krähen! Wie lang' noch
wollt Ihr mit Eurem
Endlos breiten verdammt Getratsch die Wörter
zerquetschen?“

Und dann loschen sie beifällig dem Adonislied der berühmten Sängerin aus Argos. Dem Kunstgenuss aber folgen direkt wieder die häuslichen Sorgen. Gorgo mahnt zum Aufbruch; denn ihr Mann

„erwartet das Frühstück,
Brummbar, der! Und hungert ihn ern, dann bleibe
vom Leib ihm!“

Dem glücklich liebenden Paar scheint der Raum in der Hütte gelegentlich zu eng geworden zu sein: dies häusliche Idyll hat Theokrit aber leider nicht beschrieben. —

Der Nordostseekanal erweist sich immer mehr als ein bevorzugter Schon- und Laichplatz des Hörings. Im letzten Frühjahr hat der Oberfischmeister A. Hinselmann-Kiel nach einem Bericht in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ die zahlreiche Anwesenheit von Höringen konstatieren können, die im Begriff waren, ihren Platz im Kanal abzusuchen. Dabei ist jetzt weniger Jahren der Schleusenbetrieb sehr eingeschränkt worden, denn die Schleusen werden jetzt nur noch geöffnet, wenn der Wasserstand für den Kieler Hafen und den Kanal dasselbe ist. Infolge davon konnte man fürchten, daß die Zunahme der Höringe beträchtlich gestört werden würde. Das scheint indes nicht der Fall zu sein. Auf der diesjährigen Inspektionsfahrt durch den Kanal konnte Hinselmann vielmehr eine Zunahme von Höringen feststellen. Während sich deren Anwesenheit bisher aber auf die Öffnungszeit des Kanals beschränkt hatte, konnten diesmal noch weit im Westen über Rendsburg hinaus die Fische beobachtet werden. Dieselben sind also weiter im Kanal vorgekommen, obwohl das Wasser nach der Elbe zu natürlich einen immer geringeren Salzgehalt besitzt. Es erscheint bemerkbar nicht ausgeschlossen, daß die Höringe bis an's Ende des Kanals vordringen und bis in die Elbe gelangen. Die Höringe haben sich im letzten Jahre wieder ein neues Laichfeld ausgesucht. Der Schierensee, durch den der Kanal fließt, war ebenfalls sehr zahlreich mit wandernden Höringen erfüllt, so daß die Dörfer, welche die Seen gepachtet haben, reiche Hörige thun konnten. Ebenso waren vorher, in der Kieler Förde, der Eingangsbereich des Kanals, beim Herausfahren der Höringschwärme große Mengen erbeutet

worden. Aber das in einem Binnensee, eben im Schierensee See, Höringe gefangen wurden, das steht doch bisher einzig da. Das Vaichen der Fische fand in der Zeit vom 7. bis zum 17. Mai statt; es hatte sich also etwas verspätet, was in diesem frühen Frühjahr nicht gerade auffällig ist. Der Kanal ist auch für einen anderen Seefisch, den Wutt, ein guter Schonplatz. Außerdem ist er reich an Aalen, Bandern und Hechten. Zu den frühen im Kanal beobachteten Fischen ist diesmal das Flussneumone, bekanntlich auch ein sehr wertvoller Nutzling dazugekommen. Anfangs hieß man geglaubt, daß das Eindringen des Salzwassers die Fischerei in den Seen welche mit dem Kanal in Verbindung stehen, vernichten würde. So wurde anfangs die Pacht fast umsonst vergeben, aber jetzt ist diese ganz bedeutend gestiegen, ein Zeichen dafür, daß die Fischerei-Verhältnisse durch den Nordostseekanal nicht verschlechtert, sondern im Gegenteil ganz überraschend verbessert worden sind. Für den kleinen Hinter See, der infolge des Kanalbaues nun die Hälfte seines Gebietes kleiner geworden ist, wurde in den ersten Jahren nach der Gründung des Kanals eine Jahrespacht von 50 Mark bezahlt; jetzt beträgt diese 650 Mark. Die Pacht für den Schierensee ist von 100 Mark auf 1020 Mark gestiegen. Das beweist genügend, welchen hohen Werth der Kanal auch für die Binnenschiffer besitzt. Dadurch, daß er ein Schonplatz für Höringe und Wut ist, bekommt er aber eine weittragende Bedeutung auch für die Küsten- und Seefischerei. — ez.

Nähmaschinen mit praktischen Trittbrettern. Der großen Bedeutung, welche die Nähmaschine momentan für das weibliche Erwerbsleben erlangt hat, kann man es verstehen, daß die Technik hauptsächlich eine Steigerung der Arbeitsleistung und eine Vereinfachung der Bedienung dieser Maschinen durch Verbesserungen der Konstruktionen zu erreichen sucht. Das in dieser Hinsicht ganz unverkennbare Fortschritte erzielt worden sind, geht schon aus einer flüchtigen Betrachtung der verschiedenen Nähmaschinen alter und neuer Konstruktion hervor. Nun kommt aber namentlich für die berufsmäßige Arbeit der Nähmaschine der Umstand in Betracht, daß diese Tätigkeit für den weiblichen Organismus ganz besonders darum gesundheitsschädigend ist, weil die Bewegung des Trittbrettes an das Fußgelenk große Anforderungen stellt. Das bisher fast ganz allgemein benutzte Trittbrett an der Nähmaschine ist in der Weise angeordnet, daß es sich schaukelartig um eine Achse an und nieder bewegt. Um diese Tätigkeit auszuüben müssen sich die Füße der Näherin dieser Bewegung entsprechend anpassen, was nur durch eine ununterbrochene Anstrengung des Gelenkes zwischen Fußwurzel und dem unteren Theile des Unterschenkels möglich ist. Die beiden Nähern an der Maschine eintretende Er müdigung wird nach Erfahrungsgemäß dadurch ausgeglichen, daß das Fußgelenk eine Unterstützung in der Weise erhält, daß der Körper bei jedem Tritt in der Schenkelbewegung pendelnde Bewegung macht. Dieses Hin- und Herwiegen des Körpers in dem Gelenk zwischen Becken und Oberschenkel hat aber seine schweren hygienischen Bedenken und führt zu der Verkranktheit der ständig an Nähmaschine Arbeitenden. Es fragt sich nun, kann das Trittbrett zweckmäßig umkonstruiert werden, so daß die eben erwähnten Schädigungen der Gesundheit möglichst vermieden werden? Da ist es erfreulich, daß neuerdings eine Trittbrettmutter an Nähmaschinen erprobt worden ist, die eine gute Lösung des hier in Frage stehenden Problems bedeutet. Die Konstruktion dieser hygienischen Trittbretter sieht zwei von einander unabhängige Trittbretter so vor, daß der rechte Fuß ein Brett nach vorne und der linke ein solches nach hinten vorfindet. Jedes dieser beiden Trittbretter ist nur wieder in der Mitte drehbar um eine Achse, die mittelst Gabeln an der großen Mittelachse befestigt ist, gelagert. Bei der Arbeit mit solchen Trittbrettern kann der Fuß in jeder Lage in demselben Zustand zum Unterschenkel stehen bleiben, so daß also hier eine anstrengende und gesundheitsschädigende Bewegung in der Nähe der Fußwurzel fortfällt. Das Gewicht der Beine, die beim Treten lose im Gelenk bleiben, vermag in einem in Bewegung gesetzte Nähmaschine in Thätigkeit ohne die bisher erforderlichen Anstrengungen zu erhalten. Wenn auch diese Erfindung in erster Linie legen sollte für die berufsmäßig an der Nähmaschine thätige Arbeiter im Interesse der Erhaltung der Gesundheit, in Verwendung kommen dürfte, so hat sie aber doch auch ihre nicht ver kennenden hygienischen Vortheile für jede Person, im Haushalte nur gelegentlich an einer Nähmaschine thätig ist. Dieses sogenannte hygienische Trittbrett ist konstruiert, daß es auch an alten Nähmaschinen nach Entfernung der bisher benutzten Trittbrettmutter angebracht werden kann. — y.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.